# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 124. Posen, den 19. November 1927. Nr. 124.



## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

43. Fortsetzung. 

„Was liegt mir daran! Die Geldfrage ist mir wichtiger!"

„Dir wohl, lieber Ludwig; aber einer jungen Dame gegenüber, an der einem etwas liegt, darf man derartiges nicht merken lassen."

„Gar so viel liegt mir an der Malfatti nicht," sagte Beethoven achselzuckend, „heute habe ich andere und dringendere Sorgen! Also, ich erwarte morgen Nachricht von dir!"

„Hoffentlich gute. Ich werde mein Möglichstes für dich tun, Ludwig."

Beethoven ging und schritt langsam und nachdenklich durch die nachtstillen Gassen der Stadt in sein Heim, wo er zu Bett ging und eine schlaflose und sorgenvolle Nacht verbrachte. Düstere Sorgen verdunkelten seinen freundlichen Horizont, und mit Bangen sah er dem anbrechenden neuen Tag entgegen, der ihm den Bescheid der fürstlichen Kanzlei durch seinen Freund Gleichenstein bringen sollte.

Es war gegen Mittag, Beethoven lag noch zu Bett, als dieser bei ihm eintrat.

Wie elektrisiert sprang dieser auf. „Nun, was bringst du mir?" rief er überlaut.

„Leider noch nichts Bestimmtes, Ludwig! Die Herren in der fürstlichen Kanzlei haben alle Hände voll mit der Verlassenschaft des seligen Fürsten zu tun und haben mir erklärt, daß sie noch lange nicht daran denken können, an deine Angelegenheit zu denken."

Beethoven fuhr entrüstet auf. „So, und da soll ich nun warten, bis die ganze Verlassenschaftsabhandlung erledigt ist und inzwischen vor Hunger krepieren! Nein, das kann ich nicht annehmen."

„Beruhige dich nur, Ludwig, man hat mir ja deine Forderung nicht abgelehnt, aber es ist eben jetzt keine Möglichkeit, dieselbe mit Erfolg geltend zu machen."

„Und die ausdrückliche Zusage des Fürsten, gilt die nichts?"

„Freilich gilt sie, das wird niemand leugnen; aber wir müssen eben die Zeit abwarten, deine Ansprüche vorzubringen."

„Wenn das alles ist, was du für mich durchzusetzen imstande bist, dann danke ich dir für deine Intervention, und ich werde die Sache selber betreiben, Ignaz!"

„Ich glaube nicht, daß du einen anderen Bescheid bekommen wirst als ich; eher fürchte ich, daß du dir die Sache ganz verdirbst, Ludwig!"

„Laß' das nur meine Sorge sein! Ich werde schon das Richtige zu treffen wissen und den Leuten zeigen, daß das gegebene Wort eines Fürsten gehalten werden muß."

Gleichenstein zuckte mißbilligend die Achseln. Er wußte, daß bei Beethovens Starrköpfigkeit jede Widerrede vergeblich war und wollte ihn durch weiteren Widerspruch nicht reizen. „Tu, was du willst, Ludwig; aber gib nur acht, daß du die Leute nicht ganz gegen dich aufbringst. Das könnte schlimme Folgen für dich haben."

Sie sprachen kein Wort mehr über diese Angelegenheit, und nach einigen belanglosen Reden verließ Gleichenstein seinen Freund.

Beethoven lief im Negligé, wie er war, ingrimmig auf und ab und überlegte, was er nun tun sollte. Ein Besuch bei den Beamten, mit denen Gleichenstein gesprochen hatte, schien ihm selbst aussichtslos, und er quälte sich nach einem Ausweg, der ihm Erfolg versprach. Aber es fiel ihm nichts ein.

Seine Haushälterin trat ein und fragte, ob sie ihm das Essen bringen solle.

Beethoven sah sie an, als ob sie etwas Absonderliches gesagt hätte, und schrie sie an.

„Lassen Sie mich in Ruhe! Sie sehen doch, daß ich zu tun habe!"

Die Person grinste ihn an; er saß weder am Klavier noch am Schreibtisch.

„Aber, gnädiger Herr; das Mittagmahl ist fertig!"

„Lassen Sie mich in Ruh', Sie dumme Person!" schrie er wütend.

Die Frau zog sich zurück; sie kannte ihren Herrn und wußte, daß in solchen Augenblicken des Zornes mit ihm nicht zu spaßen sei. Noch ein Wort von ihr, und sie hätte ihre Entlassung gehabt, mit der Beethoven jeden Disput mit seinen Dienstleuten zu beenden pflegte.

Er kleidete sich brummend an, und als er damit fertig war, zog er die Klingel.

„Bringen Sie mir das Essen," herrschte er die Eintretende an, „aber rasch, ich muß gleich fortgehen!"

Die Frau brachte ihm so rasch sie konnte die Suppe, die er zu heiß fand und ungenossen zur Seite schob; dann das Fleisch, das ihm hart erschien, das er aber dennoch verzehrte. Dann ging er ohne Gruß davon.

Auf der Stiege blieb er plötzlich wie gebannt stehen. Wie ein Blitz durchzuckte es ihn; das war der richtige Ausweg aus seiner Not!

Rasch kehrte er in die Wohnung zurück, zur nicht geringen Verwunderung seiner Aufwärterin, der er sagte, daß er absolut nicht gestört werden dürfe, da er eine wichtige Sache zu schreiben habe. Dann schloß er sich in sein Zimmer ein, während die Frau über das seltsam zerfahrene Wesen ihres Gebieters lächelnd den Kopf schüttelte.

Beethoven setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb an die Witwe des verunglückten Fürsten Ferdinand, die Fürstin Karoline Kinsky, den nachstehenden Brief:

„Eure Durchlaucht!

Das unglückliche Ereignis, welches Seine Durchlaucht den Fürsten von Kinsky, Hochdero seligen Gemahl, dem Vaterlande, Ihren treuen Angehörigen und so vielen entriß, die Sie großmütig unterstützten, welches jedes für das Große und Schöne empfängliche Gemüt mit tiefer Trauer erfüllt, traf auch mich auf ebenso sonderbare als für mich empfindliche Weise. Die herbe Pflicht der Selbsterhaltung zwingt mich, Euer Durchlaucht eine gehorsamste Bitte vorzulegen,

welche, wie ich hoffe, in ihrer Billigkeit zugleich die Entschuldigung mit sich führen wird, Eure Durchlaucht in einem Augenblicke, wo so viele wichtige Dinge Sie beschäftigen, damit belästigt zu haben.

Erlauben Eure Durchlaucht, Ihnen diese Angelegenheit vorzutragen.

Es wird Eurer Durchlaucht ohne Zweifel bekannt sein, daß, als ich im Jahre 1809 den Ruf nach Westfalen erhielt, Seine Durchlaucht der Fürst von Kinsky, Hochdero seliger Gemahl, vereint mit Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Rudolf und Seiner Durchlaucht dem Fürsten Lobkowitz sich erboten, mir lebenslänglich ein jährliches Gehalt von viertausend Gulden zu bewilligen, wenn ich diese Anstellung aufgeben und in Oesterreich bleiben wollte. Obwohl schon damals diese Summe in keinem Verhältnis mit jener stand, welche mir in Westfalen zugesichert war, so ließ mich dennoch die Vorliebe für Oesterreich sowohl als die Anerkennung dieses höchst großmütigen Antrages keinen Augenblick stehen, denselben anzunehmen. Der Anteil, welchen Seine Durchlaucht der Fürst von Kinsky an diesem Gehalt nahm, beträgt fl. 1800, welche ich seit 1809 in vierteljährigen Raten aus der Hochfürstlichen Kasse erhielt. Die späterhin eingetretenen Zeitumstände verringerten zwar diesen Betrag auf eine Kleinigkeit; dennoch beschied ich mich gern, bis im vorigen Jahre das Patent in betreff der Reduktion der Bankozettel in Einlagescheinen erschien. Ich wendete mich an Seine kaiserliche Hoheit den Erzherzog Rudolf mit der Bitte, mir den Höchstdenselben betreffenden Anteil an meinem Gehalt, nämlich fl. 1500, künftig in Einlagescheinen ausbezahlen zu lassen. Seine kaiserliche Hoheit gestanden sie mir augenblicklich zu und ließen mir eine schriftliche Versicherung darüber ausstellen. Dasselbe bewilligte mir auch der Fürst von Lobkowitz, für seinen Anteil von fl. 700.

Da Seine Durchlaucht der Fürst von Kinsky dazumal in Prag waren, so ließ ich Hochdemselben im Monat Mai dieses Jahres durch den Herrn Varnhagen von Ense, Offizier im Regiment Vogelsang, die gehorsamste Bitte überreichen, mir den Seine Durchlaucht betreffenden Teil an meinem Gehalte von fl. 1800 gleich den beiden anderen hohen Teilnehmern in Einlagescheinen bezahlen zu lassen. Herr von Varnhagen berichtete folgendes, wie es sein im Original existierender Brief beweist:

Gestern hatte ich mit dem Fürsten von Kinsky eine gehörige Unterredung. Unter den größten Lobsprüchen für Beethoven gestand er augenblicklich dessen Forderung zu und will denselben von der Zeit an, da die Einlösungsscheine ausgekommen sind, die Rückstände und die künftigen Summen in dieser Währung auszahlen. Der Kassierer erhält hier die nötigen Weisungen, und Beethoven kann bei seiner Durchreise hier alles beheben oder, falls es ihm lieber ist, in Wien, sobald der Fürst dorthin zurückgekommen sein wird.

Prag, den 9. Juni 1812.

Da ich einige Wochen darauf auf meiner Reise nach Teplitz durch Prag kam, stellte ich mich dem Fürsten vor und erhielt von demselben die Bestätigung dieser Zusage in ihrem ganzen Umfange. Seine Durchlaucht erklärten mir überdies, daß sie die Rechtmäßigkeit meiner Bitte vollkommen einsähen und sie nicht anders als billig fänden. Da ich mich nicht in Prag aufhalten konnte, bis diese Angelegenheit ganz abgemacht war, so hatte Seine Durchlaucht die Gnade, mir als Akontozahlung 60 Stück Dukaten zu geben, welche nach deren Hochdero Aeußerung mir für fl. 600 Wiener Währung gelten sollten. Bei meiner Zurückkunft nach Wien sollten die Rückstände in Ordnung gebracht und der Befehl an die Kasse gegeben werden, mir in Zukunft mein Gehalt in Einlagescheinen zu bezahlen. So lautete der Wille Seiner Durchlaucht.

Meine Kränklichkeit nahm in Teplitz zu, und ich war gezwungen, länger dazubleiben, als ich mir früher vorgenommen hatte; ich ließ daher Seiner Durchlaucht, welche sich damals in Wien befand, im Monat September dieses Jahres durch einen meiner hiesigen Freunde, Herrn Oliva, eine gehorsamste schriftliche Erinnerung an Ihr Versprechen überreichen, und Seine Durchlaucht hatten neuerdings die Gnade, diesem Herrn das gegebene Versprechen zu wiederholen, und zwar mit dem Zusatze, daß sie in einigen Tagen das Nötige deshalb an der Kasse verfügen wollten.

Einige Zeit darauf reisten Sie fort. Bei meiner Ankunft in Wien ließ ich mich bei dem fürstlichen Herrn Rat erkundigen, ob mein Gehalt vor der Abreise des Fürsten angewiesen worden sei und hörte zu meinem Erstaunen, daß Seine Durchlaucht nichts in dieser Sache verfügt hätten.

Die Liquidität meiner Bitte beweist das Zeugnis der Herren von Varnhagen und Oliva, mit welchen beiden Seine Durchlaucht gesprochen, und welchen sie Ihre Zusage wiederholten. Auch bin ich überzeugt, daß die hohen Erben und Nachkommen dieses edlen Fürsten gewiß im Geiste seiner Humanität und Großmut fortwirken und seine Zusage in Erfüllung bringen werden.

Ich lege daher meine gehorsamste Bitte, mir die Rückstände meines Gehaltes in Einlöseſcheinen zu bezahlen und an die hochfürstliche Kasse die Weisung zu geben, daß mir die künftigen Beträge desselben in derselben Währung verabfolgt werden, getrost in die Hände Eurer Durchlaucht und erwarte von Ihrer Gerechtigkeit die günstige Entscheidung derselben.

Eurer Durchlaucht ganz gehorsamster
Ludwig van Beethoven."

Beethoven atmete befreit auf, als er diesen langen und eindringlichen Brief an die Fürstin beendet hatte, an den er die Hoffnung knüpfte, daß er den gewünschten Erfolg hätte. Lächelnd überlas er das Schreiben, dann verschloß er es mit einem Siegel.

Dabei fiel ihm ein, daß er im Sommer dieses Jahres auch einen Brief geschrieben hatte, jenes kostbare Schriftstück an die „unsterbliche Geliebte".

Welcher Abstand zwischen diesen beiden Briefen: der eine ein Dokument himmlisch erhabener Liebe, der andere von der Sorge um schnöden Mammon diktiert! Und doch waren beide aus einer Feder, aus einem Herzen geflossen, einem Herzen, das sich aufzehrte zwischen Liebe und dem Kampf ums Dasein: Künstlerlos, das den Größten wie den Kleinsten in Bann schlägt.

Der Brief an die Fürstin Kinsky hatte nur den Erfolg, daß Beethoven von der fürstlichen Wirtschaftskanzlei auf die spätere Ordnung der Verlassenschaftsabhandlung vertröstet wurde, worauf Beethoven sich nochmals an die Fürstin wandte. Es kam zu langwierigen Verhandlungen, in deren Verlauf Beethoven seine Forderung durch einen Advokaten in Prag einklagen ließ, bis es endlich im Jahre 1815 zu einem Vergleich kam, nach welchem Beethoven eine Erhöhung seiner Rente von fl. 725 auf fl. 1200 Wiener Währung erhielt, demnach statt seiner ursprünglichen vollwertigen 1800 Gulden 2980 Gulden in Bankozetteln!

## XVII.

### Jahre der Triumphe.

Die Tage Beethovens flossen dahin, mit Leid und Freud', wie es das Leben mit sich bringt. Die Geldfragen waren zum Teil geordnet, und als dieser ewig drückende Kummer vorüber war, sandte ihm das Schicksal den weit schwereren seiner Schwerhörigkeit, die allmählich in fast völlige Taubheit überging. Für Beethovens künstlerische Tätigkeit war dieses Uebel ohne Belang, denn die Natur hatte ihm sein inneres Gehör in reichstem Maße gegeben, und gerade in diesem Zustande sollte er die größten

und herrlichsten seiner unsterblichen Meisterwerke schaffen. Aber für den gesellschaftlichen Verkehr wurde Beethoven immer ungeeigneter, und er wurde damit noch menschenscheuer und gegen neue Bekanntschaften verschlossener, als er es je gewesen, da er nur schriftlich Konversation pflegen konnte. Seine Besucher mußten jede Frage auf Blockzetteln notieren, die Beethoven sodann in lauter Rede beantwortete, und daß diese Art von Verkehr sehr ermüdend und wenig verlockend war, schien nur selbstverständlich.

Um so enger und fester schloß sich Beethoven an seinen engeren Freundeskreis, die ihn schonend und hingebend zu behandeln wußten, und am liebsten zog er, wenn die schöne Jahreszeit kam, hinaus ins Grüne, nach Mödling oder Baden, in deren Naturpracht er sein Leiden gebessert glaubte. Aber gerade hier, in seinem geliebten Baden, wo er so gern Erholung suchte und fand, im herrlichen Helenental, in dessen zauberischer Schönheit er sich durch Stunden und Tage erquickte, sollte ihm die traurige Gewißheit werden, daß er sein äußeres Gehör völlig verloren hatte, und sein Freund Ries war der Zeuge jener Unglücksstunde, in der ihm das offenbar wurde.

Beethoven war eines schönen Morgens mit Ries die rauschende Schwechat entlang gewandert, bis an jenes Lieblingsplätzchen zu Füßen eines Felsens in der Talweitung, welche heute noch eine schöne Gedenktafel als Lieblingsplätzchen des großen Tondichters aufweist. Der Fluß rauschte, die Vögel im Walde sangen ihre Weisen, die Sonne vergoldete mit ihren Strahlen das Grün des Tales, nur Beethoven saß ernst und schweigend zu Füßen des Felsens und brütete still vor sich hin. Ries wagte es nicht, den Meister zu stören und saß stumm neben ihm.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Malheur beim Sterben auf der Bühne.

Von **Leo Slezak.**

Erst dem lieben Leser ein paar Worte über den Beruf eines Sängers im allgemeinen und den eines Tenors im besonderen.

Der Beruf eines Sängers ist schwierig, der eines Tenors noch schwieriger.

Man bedenke — fast in allen Rollen hat er im letzten Akt zu sterben.

Man liebt. — Man wird zwar fast immer wiedergeliebt, aber da ist stets einer da — meist der Bariton — der in die Suppe spuckt — der Klötze in den Weg wirft.

Was habe ich davon, wenn der Nebenbuhler verschmäht wird, wenn ich „derjenige bin — welcher", aber im letzten Akte sterben muß.

Wo ist da der Vorteil? — Die Mezzie?

Es ist und bleibt eine aufreibende Tätigkeit, die sich à la longue auf das Nervensystem auswirkt.

Das Unangenehmste im Leben, etwas, was andere Menschen ein einzigesmal im Erdenwallen durchzumachen haben — wiederholt sich bei mir dreimal wöchentlich.

Ist es da ein Wunder, wenn man ununterbrochen in einer seelisch-verzweifelten Stimmung herumgeht? — Angesichts der vielen Todesqualen, die immer wieder bevorstehen, erschüttert ist?

Ich bin zum Beispiel ohne jede Pause — mit Ausnahme der Opernferien — ergriffen.

Allerdings stirbt man mit der Zeit ganz behaglich — legt sich hin, und die Sache ist erledigt.

Aber bis man es so weit bringt, auf der Bühne in Verwesung überzugehen, ohne daß sich die Leute schief lachen — das dauert lange.

Man veranschauliche sich nur einmal die vielen Variationen von Todesarten.

Bis man es dahin gebracht hat, daß man die verschiedenen Tode auseinanderhält und richtig darstellt, wird man Großvater. — Ich bin so weit.

Bei mir weiß das Publikum sofort: Aha — der hat sich erschossen — den hat der Wüstenwind Samum getötet — der ist auf dem hohen B verhungert.

In meiner Jugend — sagen wir in meiner zartesten Jugend — in Brünn starb ich eines Abends in der Oper Lukrezia Borgia an Gift. — Am Gift der Borgia!

Das Publikum lachte aus vollem Halse und war selten aufgeräumt.

Der erste Kritiker schrieb: Herr Slezak sollte an dem Gift der Borgia sterben. Er spielte eine Bauchfellentzündung und übertrieb derart, daß das Publikum mit Freuden konstatieren konnte, daß der treffliche junge Künstler diese Krankheit noch nie gehabt hat. Am Gift der Borgia zu sterben muß der strebsame junge Mann noch lernen.

Ich habe diesen Fingerzeig benutzt, und strebsam, wie ich war, übte ich den Gifttod durch Wochen hindurch. — Was das für eine Mühe machte, geht auf keine Kuhhaut, und das Tragische dabei war nur, daß sich immer wieder Leute fanden, denen gellende Lachsalven von den Lippen flossen, die ansteckend auf „die tausendköpfige Hydra" Publikum wirkten.

Acht Komiker hätte man mit dem Gelächter beglücken können.

Seit der Brünner Zeit bin ich nicht mehr am Gift der Borgia gestorben — aber ich bin überzeugt, daß es mir nun, angesichts der erworbenen Reife, bestimmt gelingen würde.

Und das ist nur e i n e Todesart.

Nun gibt es deren so viele. — Diese nicht zu verwechseln, setzt schon eine große Summe von Intelligenz und Anpassungsvermögen, ja, ich möchte fast sagen, Genialität voraus, denn wenn man, Gott behüte, die letalen Ausgänge durcheinanderbringt — ist man erledigt.

Es genügt nicht, die Augen zu verdrehen, so daß man nur daß Weiße sieht, und mit einem hörbaren Knall zu Boden fallend, sein Leben auszuhauchen. Nein — das muß alles nach der Musik gemacht werden. Man kann da nicht, wie man will — man muß so, wie es der Komponist vorschreibt — und das ist das Unangenehme.

In erster Linie muß man seine Rolle können — oder zumindest — um nicht allzu kraß zu werden, approximativ im Bilde sein, um was es sich handelt.

Da hat es ein Kollege vom Burgtheater, ein Schauspieler, diesbezüglich herrlich. Wenn der zu Tode getroffen ist — legt er sich vorne in die Rampenmitte — seufzt ein paarmal — röchelt ein Weilchen, wenn ihm nichts einfällt, wartet er, bis er vom Einsager einen Brocken seiner Rede zugeschmissen bekommt, und stirbt gemütlich.

Das ist der Grund, warum die meisten Kollegen vom Schauspiel vor dem Souffleurkasten sterben.

Bei uns Tenoristen ist das unmöglich, bei uns gibt es kein Seufzen, kein Röcheln — weil uns sonst die Musik davonrennt und wir im Nu keine Ahnung haben, wo wir uns befinden, und dann nur auf Seufzen, Röcheln oder innerliches Erleben angewiesen sind.

Wenn einem Kollegen vom Schauspiel etwas aus seiner Rede später einfällt, so kann er es immer noch irgendwie einflechten oder anbringen.

Bei unserem Geschäft ist das ausgeschlossen. — Wir müssen jedes späteren Einflechtens entraten.

Trotz all der Schwierigkeiten, die wir zu überwinden haben, und trotz der ungeheuren Gaben, mit denen wir Tenoristen ausgestattet sein müssen, trachtet man immer, uns als „geistig nicht ganz auf der Höhe" hinzustellen.

Eine Ungerechtigkeit, die mir Falten der Empörung auf die Stirne zaubert.

Doch ich will nicht mit meinem Schicksal hadern und meine Leser mit den Zerrissenheiten meiner Seele anöden.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, den lustigen Lebenserinnerungen Leo Slezaks entnommen, die unter dem Titel „D e r W o r t b r u c h" vor kurzem veröffentlicht wurden.)

---

## Wie ich Schriftsteller wurde.

Von **Arkadij Awertschenko.**

15 Minuten vor meiner Geburt wußte ich noch nicht, daß ich zur Welt komme. Als die Hebamme mich meinem Vater zeigte, schaute er mich wie ein Kenner an und rief: „Ich wette um jeden Preis, daß das ein Junge ist."

„Schlaufuchs," dachte ich; „du gehst auf Nummer Sicher."

Von diesem Augenblick begann unsere Bekanntschaft und später auch Freundschaft.

Aus lauter Bescheidenheit wage ich zu bemerken, daß am Tage meiner Geburt die Kirchenglocken läuteten. Böse Zungen behaupten, daß an diesem Tage irgend ein Feiertag war, aber ich glaube, daß die Kirchenglocken mir zu Ehren läuteten.

Ich schaute mir die Umgebung an und stellte fest, daß ich vor allen Dingen wachsen müsse. Und ich erfüllte diese Aufgabe so gut, daß mein Vater mich mit acht Jahren schon unter den Arm nehmen konnte.

Eines Tages nahm er mich an die Hand, setzte mir den Hut auf, ging mit mir auf die Gasse.

„Wohin gehen wir?" fragte ich ihn. — „In die Schule!" — „Ich will nicht lernen!" — „Warum nicht?" — „Weil ich krank bin." — „Was fehlt dir?" — „Die Augen tun mir weh!" — „Schön, da gehen wir zum Arzt."

Als wir beim Arzt erschienen, stürmte ich ins Zimmer, warf ein Tischchen um, stieß mit dem Arzt zusammen, versetzte seinem Assistenten einen Rippenstoß.

„Also du siehst nichts?" bemerkte der Doktor.

„Ich sehe nichts," sagte ich laut und energisch.

Und so brauchte ich nicht die Schule besuchen.

Als ich 15 Jahre alt wurde, sagte der Vater einmal zu mir: „Arkadij, du mußt einen Posten annehmen!"

„Ich kann nicht!" sagte ich gelassen.

„Unsinn! Schau deinen Kameraden Selzer an, er ist auch 15 Jahre alt und ist schon in Stellung, verdient Geld, ist in der Gesellschaft gern gesehen, spielt Gitarre, singt, und du?"

Diese Vorwürfe machten mich verdutzt, ich griff nach der Gitarre, die an der Wand hing, und versuchte zu spielen.

Der Vater gab aber nicht nach, und eines Tages mußte ich einen Posten antreten.

Ich erinnere mich an den ersten Tag, an dem ich meine Stellung antrat. Ich begann in einem Transportbüro. Ich erschien im Kontor gegen acht Uhr früh und traf dort einen Mann in der Weste, ohne Rock, an. Das ist sicher der Hauptagent, dachte ich, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Tag! Wie geht es Ihnen?"

„Danke! Man lebt!"

Wir setzten uns hin, rauchten eine Zigarette und plauschten, da ertönte plötzlich hinter uns eine barsche Stimme:

„Trottel! Warum hast du noch nicht den Staub abgewischt?" Der strenge Ton überzeugte mich, daß vor mir der Hauptagent stand. Der junge Mann, mit dem ich gesprochen hatte, ergriff den Staubfetzen und verließ rasch das Zimmer.

„Guten Tag!" sagte ich zum Neueingetretenen, „wie geht es Ihnen?"

„Man lebt," erwiderte der junge Mann. „Sie sind sicher der neue Angestellte? Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen!" Wir rauchten Zigaretten an, plauschten, da öffnete sich die Tür, ins Kontor stürzte ein Herr in mittleren Jahren, packte den jungen Mann am Kragen und rief: „Heißt das arbeiten? Sie Tagedieb! Ich schmeiße Sie hinaus!"

Der Herr, den ich für den Hauptagenten hielt, erblaßte, setzte sich an seinen Tisch, und der Fremde begann mich auszufragen. Inzwischen ertönten im Vorzimmer Schritte, und der Herr, der mit mir sprach, sagte zu mir: „Gehen Sie hinaus, schauen Sie, wer gekommen ist!"

Ich schaute hinaus und rief: „Es ist irgend ein Murmelgreis!" Aber wie erschrak ich, als der Murmelgreis ins Büro kam und uns alle barsch anfuhr, das war wirklich der Hauptagent. So begann ich meinen Dienst!

Mit 16 Jahren verließ ich das Transportkontor, verließ meine Heimat Sebastopol, übersiedelte nach Charkow, war dort in einem Montanbüro tätig, und da mir die Arbeit ein wenig langweilig erschien, beschloß ich, Schriftsteller zu werden. Meine literarische Tätigkeit begann im Jahre 1905. Erstens schrieb ich eine Groteske, zweitens sandte ich diese Groteske an eine Zeitung und drittens wurde diese Groteske auch gedruckt. Das einzige Bedauerliche war, daß ich kein Honorar bekam. Ich schrieb dann noch drei, vier Novellen, und dann entschloß ich mich, eine Zeitschrift herauszugeben. Diese Zeitschrift war ein humoristisches Blatt, hieß das „Bajonett". Ich war der Redakteur, der Herauszeber, der Schriftsteller, der Karikaturist und der Austräger dieses Blattes. Nach der dritten Nummer wurde ich vom Generalgouverneur Peschkow mit einer Strafe von 500 Rubel wegen Amtsehrenbeleidigung gestraft. Ich weigerte mich zu zahlen und fand es für richtiger, daß ich Charkow den Rücken kehrte, und so führte mich das Schicksal nach Petersburg.

Meine ersten Schritte in Petersburg waren mit der Gründung einer humoristischen Zeitschrift „Satirikon" verbunden. Ich liebe dieses Blatt wie ein eigenes Kind, es ist ein ausgezeichnetes humoristisches Blatt und kostet bloß sechs Rubel pro Jahr.

Auf jeden Fall habe ich mir in Petersburg einen Namen gemacht und eingesehen, daß ich richtig gehandelt hatte, die schriftstellerische Tätigkeit zu ergreifen.

Und daß ich mich nicht getäuscht habe, das werden Sie, lieber Leser, bestätigen.

---

## Mark Twain-Anekdoten.

Einmal war Mark Twain bei einer Familie eingeladen, die sehr auf Form hielt. Mark führte einen Löffel Suppe zum Munde, die noch so heiß war, daß sie ihm die Lippen verbrannte. Er gab seelenruhig den Rest der Suppe, der noch auf dem Löffel war, in den Teller zurück. Die Mitglieder der wohlerzogenen Familie wechselten entsetzte Blicke. Mark aber sagte:

„Sehen Sie, das ist der Unterschied zwischen einem intelligenten Menschen und einem Dummkopf. Der Dummkopf hätte die siedeheiße Suppe natürlich hinuntergeschluckt."

*

Als Mark Twain schon ein alter Mann war und einst auf einem der großen Flußdampfer den Mississippi hinunterfahren wollte, war auf dem Dampfer kein Platz mehr. Schließlich erklärte sich ein menschenfreundlicher Major bereit, ihm in seiner Kabine ein Unterkommen zu gewähren. Das freute Mark Twain sehr, denn der Major war von der Heilsarmee, war noch jung und hieß mit Vornamen Mary.

*

Mark Twain wurde viel von eitlen Leuten belästigt, die behaupteten, ihm sehr ähnlich zu sehen und ihm als Beweis ihre Bilder sandten. Einem dieser Einsender schrieb er:

„Die Photographie ist tatsächlich so verblüffend ähnlich, daß ich sie morgens stets als Rasierspiegel benutze."

*

Weil Mark Twain einen Beamten von sehr hoher Rangstufe beleidigt hatte, erhielt er vierzehn Tage Gefängnis. Als er wieder herauskam, fragte ihn jemand:

„Was hast du denn da drinnen für Leute kennen gelernt?"

„Ach Gott, lieber Freund," antwortete Mark, „wenn man sich im Gefängnis näher umsieht, entdeckt man leider, daß es auch da Schurken gibt, wie überall."

*

Ein guter Bekannter Mark Twains war vom Blitz erschlagen worden. Mark wurde gebeten, eine kleine Leichenrede zu halten. Er sprach dann folgendes:

„Unser wertvoller Freund hatte kein langes Krankenlager überstehen, kein Siechtum. Er starb schnell und schmerzlos. Der liebe Gott drückte auf den elektrischen Knopf im Zimmer. Und so wurde der teure Verstorbene hingerichtet, nach Gottes unerforschlichem Ratschluß."

*

Mark Twain hörte einst dem Vortrage eines berühmten Professors zu, der über seine neuesten Forschungsergebnisse sprach. Als der Gelehrte geendet hatte, ging Mark Twain auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Ihr Vortrag war ausgezeichnet, aber leider habe ich ein Buch, in dem er schon von A bis Z enthalten ist. Ich werde Ihnen dieses Buch morgen zusenden." Am nächsten Tage sandte er dem Professor ein dickes Wörterbuch.

*

Einmal wurde Mark Twain „verführt", in die Kirche zu gehen, und zwar durch die Zeitungsanzeige eines Pastors, der seine Predigt als kurz und erquickend pries.

Die Predigt fing ganz gut an, mit kurzen, klaren Sätzen. Der Dichter war darüber so erfreut, daß er im Stillen beschloß, mindestens eine Hundertdollarnote in den Klingelbeutel zu werfen.

Leider strafte der Pastor seinen Ankündigungen Lügen. Die Klarheit ließ nach, die Kürze auch. Nach 30 Minuten unentwegten Predigens reduzierte Mark sein Geschenk auf 50 Dollar. Nach 40 Minuten kämpfte er abermals mit sich. Er wollte höchstens noch 10 Dollar geben.

Als nun der Klingelbeutel zu Mark Twain kam, war der Pastor bei der 72. Minute seiner Predigt. Da der Küster seine Augen gerade woanders hatte, tat der wütende Mark einen Griff und stahl aus dem Beutel, was er kriegen konnte. Es waren 1 Dollar 42 Cents.

*

In einer musikalischen Gesellschaft erzählte Mark Twain, daß es ihm unvergeßlich sei, wie er seinen Vater einst auf dem Klavier begleitet habe. Man drängte ihn, diese Geschichte zu erzählen. „Wie Sie wissen," sagte Mark, „bin ich an den Ufern des Mississippi groß geworden. Unser Haus stand nicht weit vom Strome entfernt. Einst kam ein Hochwasser. Wir mußten auf den Hausboden flüchten. Das Wasser stieg weiter und das Haus drohte einzustürzen. Da nahm mein Vater eine Bettstelle und schwamm auf ihr den Strom hinunter. Und ich, — ich begleitete ihn auf einem alten Klavier, das ich auf dem Hausboden fand."

## Allerlei Wissen.

**Warum ist das Meerwasser salzig?** Alle Flüsse führen bekanntlich Lösungen von Granit mit sich, nämlich Natronsalz, Eisen und Kalk. Diese Stoffe sind alle verhältnismäßig leicht im Flußwasser löslich. Allerdings ist der Kalkgehalt der Flüsse, wie jede Hausfrau weiß, größer als der Gehalt an Salzen. Denn die „Härte" des Wassers die auf den Kalkgehalt zurückgeht, wird durch Zusatz von Soda genommen. Durchschnittlich enthält Flußwasser zehnmal so viel Kalk als Salze, daher ist Flußwasser „süß". Die Flüsse ergießen sich ins Meer, und so sollte man annehmen, daß auch das Meerwasser süß ist. Dem ist aber nicht so. Dies rührt daher, daß die im Meere lebenden Organismen, wie Muscheln, Korallen und Schalentiere, den Kalkgehalt des Wassers brauchen, um ihre „Riffe" und „Bänke", sowie ihren eigenen Körper aufzubauen. Die Salze dagegen werden nicht verbraucht. Daher rührt es, daß das Meerwasser salzig schmeckt!

**Warum zerbricht das Glas?** Wenn man in eine Flasche oder in ein Glas eine heiße Flüssigkeit gießt, so springt das Glas in der Regel auseinander. Warum? Das Glas ist bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter. Deshalb wird das Glas beim Hineinschütten einer Flüssigkeit nicht gleichmäßig erwärmt, sondern zunächst bloß innen. Die äußeren Teile bleiben dabei kalt. Die erwärmten Stellen dehnen sich jedoch aus, infolgedessen entstehen Spannungen, die Risse hervorbringen. Dasselbe ist der Fall, wenn ein heißes Glas zu schnell abgekühlt wird. Um dem Springen vorzubeugen, legt man am besten einen Löffel in das Glas. Denn, da der Löffel aus Metall ist, bildet er einen guten Wärmeleiter und verhindert dadurch die ungleichmäßige Erhitzung des Glases, weil er einen großen Teil der Wärme aufnimmt.

## Fröhliche Ecke.

**Heimkehr von der Jagd.** „— — — schoß heute mit Schnappschuß zwei streichende Fasanen durch ganz dichtes Gebüsch durch —"

„So — — —, und ich schoß mal 'n Fasan durch'n Rucksack von meinem Nachbar durch — und der war sogar schon gebraten."

**Nix versäumt.** „Freili bin i a echter Münchner, aber von die Galerien mag i nix wissen. Bloß mal in der Pinakothek bin i einen Vormittag gewesen."

„Da haben Sie aber viel versäumt."

„Na — — die fünf Maß hab' i glei am selbigen Abend nachgeholt."

**Aus der Schule.** Lehrer: „Der Herbst stimmt uns also traurig, weil er uns an die Vergänglichkeit alles Schönen mahnt. Wer kann mir Beispiele nennen?"

Fritzl: „Die Schulferien!"

**Sogar ...** „Ein nettes Puppchen ist doch die Lola!" — „Ja, ja, sie ruft sogar „Mama", wenn man sie drückt."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.